

# Wald

Zeitschrift für die Kultur  
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 21 / I. AUGUST-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

## INHALT:

M. FUSS KRIEG UND TOD  
MARGARETE PICK-JELLINEK EINE VIERTELSTUNDE  
VORHER  
VASILE ALECSANDRI PASTELLBILDER (GEDICHTE)  
B. GABRIEL SSAFRA ESCH-SCHAJTAN  
KULTURFRAGEN | KRITIK DES TAGES | LITERATUR  
BILDENDE KUNST | VEREINE | MITTEILUNGEN DER  
SCHRIFTLIETUNG

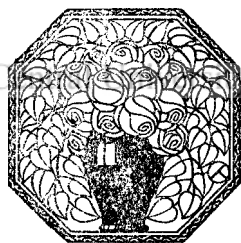
BILDERBEILAGE: EDITH HERFURTH VON SACHSENHEIM:  
STUDIENKOPF

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

Herausgegeben von der Modernen Bücherei

# „Ostland“

Zeitschrift für  
die Kultur der  
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:  
Modernen Bücherei  
Geleitet von Dr. R. Csafi

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal  
und ist zu beziehen durch  
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und  
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt  
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



BCU Cluj-Napoca University Library Cluj



MCMXVII



# Ostland

## Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 21 — Erstes Augustheft — 1921

### Krieg und Tod

Von M. Fuß

(Schluß)

6. Goethe heißt in seinem Gedicht „Das Göttliche“ die Natur unfühlend. „Es leuchtet die Sonne — Aber Böß und Gute — Wind und Sturm — Donner und Hagel — Rauschen ihren Weg — Und ergreifen — Vorübereilend — Einen um den andern.“ Die Naturgesetze, der Kampf ums Dasein sind „ewig, ehern, groß“. Wir alle müssen nach ihnen „unseres Daseins Kreise vollenden“. Der Mensch aber, zwar auch ein Stück Natur, wird dann doch der Natur gegenübergestellt; er vermag etwas, was der unfühlenden Natur unmöglich ist, er kann „wählen, richten, lohnen, strafen.“ „Er kann dem Augenblick Dauer verleihen, alles Irrende, Schweißende nützlich verbinden.“ Was den Menschen über die unfühlende Natur hinaushebt, ist, daß er allein das Prinzip der Vergesellschaftung bewußt in den Dienst des Lebens stellen kann. Unbewußt zeigt sich dies Prinzip auch in der Tierwelt; Herdenleben, Ameisen-, Bienenstaat. Aber bewußt, „Nur der Mensch vermag das Unmögliche“, er vermag, fast scheint es wirklich unmöglich, zu gleicher Zeit aus sich ein Organ im Dienste des Ganzen zu machen und dabei doch selbst eine ganze Einheit, eine Persönlichkeit, sein „höchstes Glück“ zu bleiben. Weil aber aus der unfühlenden Natur

sich der fühlende Mensch herausentwickelt hat, nimmt Goethe auch eine Weiterentwicklung über den Menschen hinaus an. „Heil den unbekanntem — Höhern Wesen — die wir ahnen. Sein (des Menschen) Beispiel lehrt uns — Jene glauben.“ Allerdings, wie gestaltet die nächsthöhere Stufe der Entwicklung, die höhern Wesen, die Übermenschen, sein werden, wer vermöchte es zu sagen? Und da wir ja überhaupt alles nur anthropomorph uns vorstellen können, sagt Goethe: „Und wir verehren — Die Unsterblichen — Als wären sie Menschen — Taten im Großen — Was der Beste im Kleinen — Tut oder möchte.“

Das Behiel aber, das den Menschen zu den höhern Wesen, den Unsterblichen hinüberführen wird, das treibende Motiv dieser Entwicklung — es ist bezeichnend, daß Goethe für das, was wir Entwicklung nennen, den Ausdruck Steigerung brauchte — es sind nach Goethe die sozialen Gefühle. Darum beginnt und schließt das Gedicht mit dem Imperativ: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

Das Gedicht ist ein Bekenntnis Goethes. Aber es liegt wahrhaftig kein Widerspruch darin mit seinem oben angeführten Ausspruch, daß die Menschen seit den Tagen der Alten moralisch und ästhetisch keinen Fortschritt gemacht. Wer

die Entwicklung der Menschheit als Ganzes, wer vielleicht sogar die Entwicklung der Weltkörper ins Auge faßt, darf nicht mit so kleinen Zeiträumen rechnen, wie die paar Jahrtausende unserer historischen Zeit es sind. Wer wirklich einmal den Begriff Unendlich als lebendigen Faktor in die Berechnung der Welt hineingestellt, diesen Begriff zu einem lebenden Faktor seines Weltbildes gemacht, wie schmelzen dem die ephemeren Ereignisse unseres soi-disant Weltgeschichte zu Kleinigkeiten zusammen. Selbst der große Völkerkrieg, dieser „großartigste und dümmste“ Krieg unserer Geschichte, wie Ballin ihn mit Recht genannt hat, was ist er denn für eine Nebensächlichkeit! Was ist die Spanne Zeit von den Tagen der Alten bis zu unseren im Vergleich zu den großen Entwicklungsperioden?

Versucht man nun, die beiden Begriffe Krieg und Pazifismus mit den Goetheischen Begriffen Unfühlende Natur, Mensch, Höhere Wesen in Beziehung zu setzen, so ist es unschwer festzustellen, daß der Krieg eine Anpassungserscheinung an das Prinzip des Kampfes ums Dasein in der Unfühlenden Natur ist, die Friedensidee aber eine Anpassungserscheinung an das Prinzip der Vergesellschaftung im Dienste der Entwicklung der Menschen zu den Höheren Wesen. Der Imperativ: „Edel sei der Mensch etc“ bedeutet aber dann die Aufgabe für den Menschen, das Prinzip des Kampfes ums Dasein, den Krieg, zu überwinden, auszumerzen zugunsten des Prinzips der Vergesellschaftung, das allein den Menschen auf eine höhere Stufe zu heben vermag.

7. Vorausgesetzt, die obige Interpretation des Goetheischen Gedichtes sei richtig, welche Dienste könnte diese Art der Betrachtung leisten, zur Erkenntnis der Wirklichkeit einerseits, zur Regulierung unseres Verhaltens andererseits!

Es dürfte wohl schwer zu widerlegen

sein, daß der Staat in seiner heutigen Form, die Idee des heutigen Staates, ebenfalls eine Anpassungserscheinung an das Prinzip des Kampfes ums Dasein zur Erhaltung des Lebens ist. Wenn es nun das Ziel der menschlichen Entwicklung nach Goethe ist, den Kampf ums Dasein zu überwinden durch das Prinzip der Vergesellschaftung, dann müßte man versuchen, einst über den heutigen Staat hinauszukommen, dann müßte das Prinzip der Vergesellschaftung auch über den Staat hinaus seine Wirkung ausüben. Der heutige Staat verhält sich in jeder Beziehung als Egoist; je konsequenter die Staatsidee durchgeführt wird, um so weniger Spielraum für die Entfaltung der Persönlichkeit bleibt übrig — man erinnere sich an die schreckliche Bevormundung des Einzelnen im Staate Platons, des vollkommensten Rechtsstaates, der je erfunden wurde; der Staat Platons ist ja fast ein menschlicher Bienenstaat. Der Einzelne ist nur Organ, er darf nicht Persönlichkeit mehr sein. Ist das ein wünschenswertes Ziel?

Solange es Staaten in der heutigen Form gibt, muß es auch Kriege geben, das ist die direkte Folgerung aus der Annahme, daß der heutige Staat eine Anpassungserscheinung an das Prinzip des Kampfes ums Dasein ist. Wer den Krieg aufhören machen will, muß den Staat in seiner heutigen Form als Übergangsform betrachten, er muß, das Prinzip der Vergesellschaftung als Behikel der Entwicklung annehmend, schließlich den internationalen Pazifismus als Zukunftszustand des Verhältnisses der Staaten zu einander als Ziel der Entwicklung ansehen.

Es ist merkwürdig, wohin der Versuch, das Gedicht Goethes konsequent zu Ende zu denken, führt — zur Idee des Pazifismus, und das in einer Zeit, wo kein Wort mehr verläßt wird, mehr ad ab-

surdum geführt scheint, als eben der Pazifismus. Und doch, wer überhaupt an einer Entwicklung der Menschheit festhält, muß eben in dem Begriff enden.

Die heutige Form des Staates ist der National- und Rechtsstaat. Wird es auch einmal den übernationalen Kulturstaat geben? Man male sich das Wesen des letzteren aus, dann würde es keinen Krieg mehr geben. Es ist guter Grund vorhanden, anzunehmen, daß die übergroße Mehrheit der Menschen heute sagen würde: Das sind Träumereien, Utopien. Wer aber an der Entwicklung der Menschheit festhält, wer mit dem berühmten Genfer Botaniker de Candolle den Krieg als Atavismus, als Rückfall in Zeiten der Tierheit, der Barbarei erklärt, der wird sich wohl mit folgender Erwägung zu trösten versuchen: Vor nicht allzu langer Zeit führten die Menschen um konfessioneller Streitigkeiten willen Krieg. Heute ist das nicht mehr möglich. Gerade der Weltkrieg beweist dies, da die Türken die Bundesgenossen von Christen waren, und Beklemmungen, wie ein Artikel der „Christlichen Welt“ zu Beginn des Krieges sie äußerte, wo jemand die Frage stellt, ob eigentlich eine Christenseele sich darüber freuen könne, mit den Ungläubigen Schulter an Schulter gegen Christen zu kämpfen, wirken doch heute höchstens anachronistisch, wenn nicht direkt komisch. Falls aber jemand jener Anschauung huldigt, daß niemals konfessionelle, sondern stets nur wirtschaftliche Ursachen Kriege hervorrufen, so kann obiger Satz auch so formuliert werden: Heute würden konfessionelle Streitigkeiten auch als auslösende Momente für Kriege um wirtschaftlicher Interessen willen nicht mehr möglich sein. Konfessionalität ist aber eine ähnliche, willkürliche Schranke zwischen den Menschen wie die Nationalität — sollte es nicht möglich sein, daß über ein paar hundert Jahre man denselben Satz

sagen kann, nur daß statt konfessionell dann national zu setzen wäre?

8. Es ist ein Beweis von Goethes grenzenloser Güte, seiner vornehmen Gesinnung; es läßt sich aus seinem eigenen Werdegang verstehen, in dem er das „Dämonische“ in so schweren Kämpfen überwunden, um zum Schluß wirklich ein edler, hilfsreicher, guter Mensch zu sein, daß er die sozialen Tugenden als treibenden Faktor für die Entwicklung des Menschen annahm.

Sollte es nicht auch möglich sein, daß gerade die Not, die Verlustgefühle das stimulans für die Entwicklung sind? Sollten nicht auch die Kriege, je schrecklicher, um so wirksamer die Entwicklung beschleunigen? Kriege sind eine Not; es ist unrecht, aus ihnen eine Tugend zu machen. Es ist zu verstehen, daß eine Not leichter zu ertragen ist, wenn man sie so lange verzuckert und vergoldet, bis eine Tugend daraus geworden. Für die große Menge mag dies auch sehr notwendig sein. Es ist zu verstehen, wenn die Eunuchen aus der Keuschheit eine Tugend machen — wie könnten sie sonst ihren Zustand ertragen? Aber was geht die Keuschheit der Eunuchen einen gesunden Ganzmenschen an? Von einem höheren Standpunkt betrachtet — wie lähmend, wie niedrig ist es, aus der Not eine Tugend zu machen! Aller Fortschritt in der Welt ist dann eingetreten, wenn einer seinen Notzustand als unerträglich schmerzhaft empfunden und ihn hinausgeschrien hat in alle Welt, so daß allen denen, die an der gleichen Not litten, die Ohren gelitten und sie sich zum Handeln aufrüsteten. Es ist eine Wahrheit, daß alles geschichtliche Handeln sich dann ereignet hat, wenn ein Volk sich nicht mehr länger materiell ausbeuten oder geistig bevormunden lassen wollte. Wer sich dann zum Sprecher des Volkes machte, seine Not in alle Welt hinaus-schrie, der hat geschichtliche Fortschritte

veranlaßt. Es ist entwicklungsfeindlich, wenn man die Menschen lehrt, aus der Not eine Tugend zu machen; mit dem sich stets zu begnügen, was ihm beschieden.

Es ist aber eine der größten Disharmonien, eine der schlimmsten Unbegreiflichkeiten, daß Schmerz, Not, Unlustgefühle notwendig sein sollen, um Fortschritt zu bewirken. Aber schon Hiob hat sich vergeblich bemüht, dies Problem zu lösen. Man muß es als ein Gegebenes in dieser „besten aller Welten“ hinnehmen. Wer die Umwelt von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, kann sich nicht mit Goethes Vertrauen zur Wirklichkeit, zu seinen drei Ehrfürchten, wozu er den Menschen erzogen wissen will, bekennen; vielmehr drängt sich auch hier die bange Frage auf: Was ist doch eigentlich dies widerspruchsvolle, disharmonische Etwas, das wir Umwelt nennen, und in dem sich zurechtzufinden so schwer ist?

Aber es gibt außer den sozialen Gefühlen und der Not noch eine Möglichkeit, einen treibenden Entwicklungsfaktor anzunehmen. Verworn hat ihn in dem eingangs angeführten Zitat angedeutet: Hebung des kritisch-experimentellen Denkens und widerspruchlos daran angepasstes Handeln. Das heißt also mit anderen Worten, Streben nach Wissenschaft und wissenschaftlicher Weltanschauung. Aber wissenschaftliche Weltanschauung zu erringen, ist nur den Wenigsten möglich. Die übergroße Mehrzahl der Menschen sieht die Welt durch das Medium der Gefühle; der religiöse Typus Mensch ist der herrschende; die übergroße Mehrzahl der Menschen regelt ihr Verhalten nach Gefühlsurteilen, nicht nach Verstandesurteilen; gerade der Krieg hat es bewiesen. Ob wohl je ein Zustand der Entwicklung kommt, wo die Mehrzahl der Menschen die Welt durch das Medium des Verstandes sehen wird? Dann würde auch

der Krieg verschwinden, dann würde Verworns Annahme sich verwirklichen.

9. Versucht man nun das Fazit der ganzen Betrachtung zu ziehen: es ist für den heute Lebenden niederschlagend. Zwei Meinungen stehen sich gegenüber, die eine nimmt ein Übel, den Krieg, als ewig, unausrottbar an; und wie durchsichtig sind die Versuche, aus dieser Not eine Tugend zu machen. Die andere stellt einen besseren, krieglosen Zustand als möglich dar — aber in fernster Zukunft.

Es scheint, als ob es der glücklichere Zustand ist, wenn man die erstere Meinung bekennt; vorderhand gibt ihr ja die historische Entwicklung recht. Auch ist zu konstatieren, daß die übergroße Mehrzahl der Menschen sich dazu bekennt. Glücklicher aber lebt, wer in Übereinstimmung mit der Menge lebt; sich von dem Durchschnitt der Menge abheben, macht einsam. Und äußert man die abweichende Meinung, so hat die Menge zwei Mittel, das Abweichende, das sie nicht versteht, zu bekämpfen; entweder sie lacht und spottet darüber, oder sie brandmarkt, vielleicht steinigt sie sogar. Da ist es ein armer Trost, mit Goethe zu konstatieren, daß Einsicht sich immer nur bei einer kleinen Minorität findet; es ist ein armer Trost, daß man die Zukunft für sich hat. Schon heute auf einem zukünftigen Standpunkt stehen, macht unglücklich.

Und dann doch — von Heraklit angefangen, der, einsam, über die Torheit seiner Mitbürger nicht böse Worte genug finden kann — „man soll sie alle hängen“ schreibt er einmal — bis zu Leonardo da Vinci, der, einsam, in merkwürdigster Zeit, seine Gedanken über die Rätsel der Welt in Spiegelschrift schreibt, um sie zu verstecken, bis zu Goethe, der, einsam in höchstem Alter, seine tiefsten Gedanken in krause symbolische Form hineingeheimnist hat, da seine Mitmenschen sie sonst weder

verstanden noch ertragen hätten — wer hat doch die Wirklichkeit tiefer, besser verstanden, geahnt, die Mitwelt oder diese großen Einsamen? Von wessen Gedanken zehren wir?

Und wieder kommt der Gedanke: wie rätselhaft ist doch diese Welt, die die am meisten leiden macht, die sie am besten entziffern!

10. Wer vom Krieg redet, redet auch vom Tod. Wo ist der Maler, der den Totentanz des großen Völkerkrieges malte? Wie harmlos erscheinen die Totentänze Holbeins und Rethels verglichen mit dem grandiosen Fest, das der Tod damals feierte. Gewiß — es sterben auch zu Friedenszeiten die Menschen, aber wer denkt im Frieden an den Tod? Er wird einmal kommen, das ist gewiß, aber in zwischen gibt's ja noch soviel zu tun, zu genießen, zu denken; im innersten Innern ist ja doch jeder überzeugt, daß er mit dem Tod nichts zu tun hat. Aber im Krieg, im Weltkrieg! Selbst die Achtzehnjährigen, denen schon der Gedanke des Altwerdens komisch vorkommt, dann aber der Gedanke des Todes eigentlich undenkbar ist, mag auch der eine oder andere in welterschmerzlicher Anwandlung damit spielen, sie müssen mit dem Tod als greifbarer Realität rechnen.

Wie verschieden das auf uns alle einwirkt! Bei dem einen eine gesteigerte Genußbegier: Laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir tot sein; bei dem anderen ein Aufflammen religiöser Gefühle: Herr, dein bin ich im Leben und Sterben; bei dem Dritten ein gesunder Fatalismus: was kommt, mußte eben kommen — und ich kanns nicht ändern; bei dem Vierten lähmende Angst: alles, alles lieber tun und leiden, nur nicht sterben; bei allen aber ein gesteigertes Lebensgefühl.

11. Wie alles in der Welt, kann man auch den Tod aus drei Gesicht-

winkeln betrachten. Wer den Zustand der lebenden Zelle, sodann die Vorgänge in der sterbenden Zelle, schließlich den Zustand der toten Zelle beschreibt, hat den Tod wissenschaftlich betrachtet. Wer Hypothesen aufstellt, um den wissenschaftlichen Befund des Todes zu erklären, Vitalismus, Seelenhypothese &c, der hat den Tod philosophisch betrachtet. Wer schließlich durch den Anblick des Todes zur plötzlichen gefühlsmäßigen ABERzeugung kommt, daß der Tod von einer höheren Macht geschickt wird, vielleicht zur Strafe, vielleicht als Möglichkeit, zu einem neuen, reineren Leben gelangen zu können, der hat den Tod religiös betrachtet.

12. Welche von den drei Betrachtungsweisen des Todes hilft am besten, das unheimliche Problem des Todes, das rätselhafteste Rätsel der Welt zu lösen?

Von welchem Standpunkt immer man den Tod betrachtet, es bleibt immer ein dumpfes Staunen über die absurde Stupidität des Sterbenmüssens in uns übrig.

Das eine Sichere, Unleugbare, das einzig Feste, Bestimmte, Bekannte, das wir haben, es ist das Leben. Hinter alles sonst in der Welt haben Denker und Philosophen unter der kritischen Lüge der Analyse Fragezeichen gemacht. Und wie wenige dieser Fragezeichen hat bisher die Wissenschaft in Punkte oder Ausrufungszeichen verwandeln können. Aber das Leben hat noch keiner als sichere Tatsache in Frage stellen können.

Man erinnere sich, wie einst Descartes sich vornahm, alles zu bezweifeln, in Frage zu stellen, bis er in dem cogito, ergo sum doch meinte, festen Boden unter den Füßen zu haben. Nun — auch nicht ein einziger Begriff aus diesem Satz ist nicht in Frage gestellt worden. Ich — was heißt ich? Ist es die Bewußtseins-



tätigkeit allein, gehört der Körper auch dazu? Übermanche Ethiker und Solipisten erweitern das Ich ja zur ganzen Welt. Ich — ist das eine Einheit oder Vielheit? Denke — darf man wirklich das „ich“ mit „denken“ verbinden? Denkt nicht vielmehr „es“ in mir? Ich bin? Was heißt Sein? Schon Heraklit leugnete das Sein, muß man nicht sagen: ich werde? Dann, ist es erlaubt, das ergo zwischen die beiden Aussagen zu setzen? Gibt es denn überhaupt eine kausale Verknüpfung der Dinge?

Man erinnere sich, wie einst Kant von der Logik gerühmt, sie sei die einzige Wissenschaft, die seit Aristoteles keine Veränderung erfahren und auch nie erfahren werde? Und heute? Gibt es auch nur einen Begriff, einen Satz der formalen Logik hinter dem eindringende Analyse nicht ein Fragezeichen gemacht hat? Wer glaubt, in den Axiomen oder axiomatischen Sätzen der Logik ein *δὸς μοι τοῦ ὄντος* zu besitzen, welcher Irrtum!

Aber das Einzige, das keine Analyse uns wegeskamotieren kann, es ist das Leben, der einzig feste Stützpunkt für eine Weltanschauung. Mit welchen Gefühlswerten ist aber auch diese einzige Realität für uns verknüpft; was liegt alles in dem Wort: ich lebe.

Ha, welche Wonne fließt in diesem Blick auf einmal mir durch alle meine Sinnen. Ich fühle junges heiliges Lebensglück, fühl' neue Blut durch Nerv und Adern rinnen.

Und was ist's, was aus dem Anblick des Lebens ein Schauspiel, „aber ach ein Schauspiel nur“ macht? Es ist der Tod, das brutale Abschneiden des Lebensfadens, diese zweite, sichere unlegbare, aber ach, wie unbefannte Realität, mit der wir rechnen müssen. Wäre der Zustand des Totseins etwas ebenso Erkennbares, Bekanntes wie der Zustand des Lebens, wie sicher könnte man auf diese beiden sicheren Stützpunkte eine

Weltanschauung aufbauen. Solange wir aber nicht wissen, warum wir sterben müssen, solange wissen wir auch nicht, warum wir leben. Gäbe es keinen Tod, wäre das Leben die einzige Realität, mit der wir zu rechnen hätten, welche Unsummen von Disharmonien blieben uns erspart.

Aber freilich, man darf nicht allzuviel in solchen irrealen Gedankengängen denken: wäre dies nicht, so wäre auch jenes nicht. Es macht schließlich das Leben unerträglich, so zu denken. Das ist ja das Schreckliche am menschlichen Geist, das er imstande ist, die Verkehrtheiten, die Disharmonien der Wirklichkeit zu erkennen, daß wir mit unserer Einsicht so manches vernünftiger einzurichten imstande wären, als es ist — und daß wir uns in die unabänderlichen Disharmonien und Widersprüche des Geschehens hineinfügen müssen. Aber von allen Disharmonien die unverständlichste, brutalste ist der Tod. Ach wie absurd, wie stupid ist für den Lebenden der Gedanke des Todes.

13. Was hilft eine religiöse Betrachtungsweise des Todes gegen das Sterben? Auf dem Boden der Naturreligion nichts, so gut wie nichts. Die Vorstellung des Scheol bei den alten Hebräern ist ebenso unlustbetont wie der Hades bei den Griechen. Ein klassischer Zeuge ist Achilleus, der von Odysseus aus der Unterwelt an das Licht der Sonne gebracht, in die Worte ausbricht: Lieber ein Knecht im Sonnenlicht, als ein Fürst im Reiche der Schatten.

Aber auf dem Boden der sogenannten Erlösungsreligionen, da ist das Problem interessant. Der Tod ist ja für diese Religionen die Pforte zum bessern, eigentlichen Leben.

Als einst ein Eingeweihter der orphischen Kulte den antiken Philosophen Antisthenes befehlen wollte, und ihm

die Freuden des Jenseits schilderte, unterbrach ihn der mit den Worten: Warum stirbst du also nicht? In der Tat, warum machen die Offenbarungs- oder Erlösungsreligionen ein Verbrechen aus dem Selbstmord? Warum machen sie das Leben zur Pflicht? Da doch der Tod die Pforte zur Seligkeit ist? Sind das nicht alles schiefe, schielende Kompromisse zwischen dem Glück zu leben und der Notwendigkeit zu sterben? Heißt das alles nicht, nur eine gute Miene machen zum bösen Spiel des Sterbenmüssens? Ist es nicht der höchste Triumph des Lebens, sind nicht alle die gewissermaßen verliebt in das Leben, die es auch nach dem Tod nicht missen wollen, ja es meist in schönerer Form hoffen? Aber warum denn das Sichere, das Leben herabsetzen, verkleinern, beschmutzen, zugunsten eines hypothetischen zweiten Lebens nach dem Tode?

Wie viel konsequenter haben da die alten Stoiker dies Problem durchgedacht mit ihrem: „patet exitus“ und ihrer Geringschätzung des Lebens. Aber das sind ja Gedankengänge, die schon so oft und oft dargelegt worden sind, daß es fast langweilig ist, sie nochmals zu denken. Jetzt interessiert die Frage, ob religiöse Betrachtung den Tod erleichtert.

Es muß die Frage bejaht werden, falls jemand wirklich von der Existenz eines Jenseits überzeugt ist, das besser ist als das Leben.

Aber wie schade, daß die Erlösungsreligionen durch die Vorstellung eines Strafgerichtes nach dem Tode diesen Trost wieder illusorisch gemacht haben. Ist eine Erlösungsreligion aber ohne Strafgericht überhaupt denkbar? Je antropomorpher man dies Gericht ausmalt, macht man nicht in ebendemselben Maße das Diesseits mit allen seinen Disharmonien lustbetonter? So daß nun gerade die Gläubigsten am meisten Angst vor dem Tode haben und sich um so heißer an dies Leben

mit all seinen Sünden klammern? Freilich, was würde aber aus all diesen Religionen, wenn sie in der Angst vor dem Gericht nicht die fortwährende Peitsche für ihre Gläubigen in der Hand hätten?

Wie selten mag doch jene Religiosität sein, die gerne sterben macht, weil man, auch ohne Gericht, überzeugt ist, im Jenseits offene Vaterarme zu finden. Aber auch hier, der heiße Lebensdrang, der Instinkt für das Sichere des Lebens, mag auch solchen religiösen Menschen das Sterben doch schwer machen. Der Tod ist ja für diese Religiösen der reinsten Form, wenn nicht mehr der Sprung ins Ungewisse, so doch der Sprung ins Unbekannte. Je anthropomorpher aber hier die Vorstellung des Jenseits ist, um so mehr muß Paradies und Hölle in derselben eine Rolle spielen, um so schrecklicher muß auch hier die Hölle das Sterben machen; je weniger anthropomorph die Vorstellung des Jenseits ist, desto unbekannter ist sie, und wiederum um so schwerer das Sterben.

Für die religiösen Menschen aller Schattierungen mag wohl die Vorstellung des Todes ein Untergrund von dumpfem Staunen und Schrecken über seine absurden Rätsel haben.

14. Zu keinem anderen Resultat führt die Betrachtung der Art und Weise, wie die Philosophen sich mit dem Tod abfinden. Die meisten verfolgen in diesem Punkte religiöse Gedankengänge. Die anderen — was soll man dazu sagen, daß z. B. Hegel den Tod auf „die Unangemessenheit des Tieres an die Allgemeinheit“ zurückführt, wenn er sagt, daß durch den Tod „das letzte Außerstichsein der Natur“ aufgehoben wird und die Natur nun in den Geist übergeht. Oder wenn Guyan den Tod eine „latente Bewegung des universalen Lebens“ heißt. In das System der Betreffenden wird das ja wunderschön hineinpassen; aber wer erinnert sich nicht bei den Systemen

der meisten Philosophen an den Ausdruck: *flatus vocis*, das köstliche Wort, das die alten Scholastiker in ihrem Streit um Nominalismus und Realismus der Begriffe erfunden?

Eine Gruppe der Philosophen hat aber eine Auffassung des Todes, die zu beachten ist. Epikur sagt: *ὁ θάνατος μὴδὲν πρὸς ἡμᾶς* — der Tod geht uns nichts an; das Aufgelöste empfindet nichts mehr. Cicero formuliert dies so: Wenn wir leben, ist der Tod nicht; wenn er ist, so sind wir nicht mehr — also geht er uns nichts an. Das ist ein Standpunkt, auf dem das Leben als alleinige Realität zur Bildung der Weltanschauung verwendet wird; aber im Grunde umgekehrt, er löst nicht das Problem des Todes.

Ebenso ist's, wenn man die Meinungen der neueren Naturphilosophen prüft. Goethe hat den Tod „einen Kunstgriff der Natur, um viel Leben zu haben“ genannt; also der Tod als Züchter durch Selektion. Ostwald erklärt den Tod durch die Herrschaft der Entropie im Organismus. Mach sagt an einer Stelle, daß die Elemente der Welt in gewissen Komplexen vorkommen, daß auch das Ich nichts als ein Komplex von Elementen sei. „Wenn ich aufhöre, Grün zu empfinden, wenn ich sterbe, so kommen die Elemente nicht mehr in der gewohnten, geläufigen Gesellschaft vor.“ Er fügt hinzu: „Damit ist alles gesagt.“ Vorausgesetzt, daß man weiß, was bei Mach die „Elemente“ bedeuten, so gibt es wirklich keine einfachere Beschreibung des Todes. Aber welche Weisheit, welche Resignation liegt darin, wenn Mach in ähnlichem Zusammenhang sagt: „Das physiologische Sterben wird freilich durch solche Überlegungen nicht erleichtert.“ Damit ist ebenfalls „alles gesagt“.

15. Die Wissenschaft ist nicht imstande, anzugeben, warum eigentlich der Tod eine absolute Notwendigkeit ist. Sie kann nur beschreiben, unter welchen Umständen der Tod eintritt, sie kann das Sterben er-

leichtern, aber da sie nicht weiß, warum schließlich bei normalem Verlauf das Leben in den Tod übergehen muß, kann sie auch das Sterben nicht verhindern.

Die Bitterkeit des Sterbens aber kann durch wissenschaftliche Beschreibung gewiß ebensowenig gemildert werden, als durch philosophische und religiöse Betrachtung.

Dennoch muß ein Versuch eines Wissenschaftlers, dem Tod seinen Stachel zu nehmen, ins Auge gefaßt werden. Der Pariser Bakteriologe Metschnikoff sagt in seinen „Studien über die menschliche Natur“, die er im Untertitel eine optimistische Philosophie nennt, daß der Tod uns deshalb so schrecklich sei, weil wir alle viel zu früh sterben. Würde es der Wissenschaft gelingen, und er, der Fachmann, glaubt Wege dazu weisen zu können, die durchschnittliche Lebensdauer erheblich zu verlängern, so würde der übermächtige Instinkt zum Leben sich in einen ebenso gebieterischen Instinkt zum Tode umwandeln, wir würden „lebensfrett“ und gern der Auflösung entgegengehen; alle die Disharmonie, die der Tod uns jetzt bereitet, würden verschwinden, das wäre allerdings ein Weg, ein sicherer, der wissenschaftliche Weg, nicht etwa das Rätsel des Sterbenmüssens zu lösen, aber doch wenigstens dem Tod seine Schrecken zu nehmen, das Sterben in eine nicht mehr als unangenehm empfundene organische Funktion zu verwandeln. Ob es wohl je gelingen wird? *Ars longa, vita brevis* heißt es auch hier und vorderhand bestehen noch alle Gefühle und Gedanken zu Recht, die der Tod in uns weckt.

16. Es scheint, daß es noch die leichteste Art ist, über das Sterben herauszukommen, wenn man in einer großen Gefühlsaufwallung oder unter dem Einfluß sehr stark gefühlbetonter Ideen in den Tod geht. In Fällen, wo solches Sterben der Öffentlichkeit bekannt wird, entstehen Märtyrer und Helden.

Es scheint, daß eine tüchtige Portion Fatalismus das beste Mittel ist, wie alle Disharmonien des Lebens, so auch den Tod zu überwinden, da doch nicht alle als Helden oder Märtyrer sterben können. Ohne Revolte akzeptieren, was kommt, weil es kommen mußte, und man es nicht ändern kann, das ist das Beste.

Glücklicherweise sterben die meisten Menschen, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, daß es nun ans Sterben geht.

Alles andere Sterben mag unsäglich qualvoll sein.

17. Wenn schon die Betrachtung über den Krieg niederschlagend ausgefallen, wie erst die Betrachtung über den Tod. Der junge Goethe schrieb einst: „ . . . und sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen.“

Der alte Goethe, ein Jahr vor seinem Tode, sagte einmal: „Ich habe keinen Glauben an die Welt und habe verzweifeln gelernt.“

Wer über den Tod nachdenkt, kommt zu demselben Ergebnis.

## Eine Viertelstunde vorher

Von Margarete Pick-Jellinek

Ich will ein Ende machen, ich will mich totschießen. Ich habe nicht einmal einen besonderen Grund zu sterben, aber ich habe eben auch gar keine Ursache, weiter zu leben, und so — —

Und dann, — — da drüben gibt es wenigstens keine Langeweile, keine Migräne, keinen Razenjammer und keine Banalitäten und kein Philisterium. — Vielleicht ist es auch nur das Verlangen, alles kennen zu lernen, einmal etwas Neues zu erleben, etwas, das selbst mir, dem übersättigten, überfeinerten, blasferten Kulturmenschen noch fremd ist. Also eine Art Sensationsbedürfnis.

Die Zeitungen werden schreiben: „In einem Anfälle von geistiger Störung“, und ich bin doch ganz normal und ruhig, über Erwarten ruhig. Ich habe keinerlei leßtwillige Verfügung zu treffen, habe keine Familie, keine nahen Freunde, nicht einmal eine verlassene Geliebte.

Ich habe immer genug zum Leben gehabt, aber ich hinterlasse nichts. Ich besitze auch nicht den Ehrgeiz, als „Philosoph“ sterben zu wollen, z. B. mich verbrennen zu lassen. Ein Körper mehr oder weniger, der unter der Erde fault — für

die Allgemeinheit ist es von keiner großen Bedeutung, und dann — ich finde es geschmacklos, mit so viel Klim-Bim abzugehen.

Ich will ja gar nicht sterben, ich will nur aufhören zu leben, denn das Sterben, — ich weiß nicht, aber es wäre gut, wenn es schon vorbei wäre. — Ich habe alles in Ordnung gebracht, ich weiß eigentlich nicht warum, aber ich bin eben immer ein Pedant gewesen. — Meine Wäsche ist noch bei der Wäscherin. Sie mag sie verkaufen, oder behalten, dann hat doch wenigstens noch jemand einen Profit von meinem Tode.

Wozu ich das alles schreibe, weiß ich wirklich auch nicht. Vielleicht zerreiße ich es noch zum Schluß, vielleicht auch nicht. Unter meinem Fenster klingelt die Elektrische den ganzen Tag, na die bin ich dann auch los.

Ich habe lange nachgedacht, aber eine Kugel ist das Sicherste, Rascheste und Ästhetischste. Aufhängen oder Wasser? Nein. — Und Gift? Das dauert zu lange und man bekommt Bauchschmerzen davon. — Gestern habe ich mir einen hübschen kleinen Revolver gekauft, mit

eingelegter Arbeit, in einer Holzkassette mit Lederfutter. Natürlich hätte es ein ganz einfacher, billiger ebensogut getan, aber ich habe eben eine Schwäche für schöne Dinge. Ich habe das Schild auf der Kassette sogar mit meinen Initialen grabieren lassen. Es hat keinen Sinn, ich weiß, denn in einer Stunde bin ich tot. „Schall und Rauch“ — die Worte sind hier wortwörtlich am Platze.

Ich habe ein Bad, genommen und frische Wäsche und einen besseren Anzug.

Was werden sie sagen, wenn sie mich finden? — Die Männer machen ernste Gesichter und die Frauen weinen. Weiber müssen bei sowas immer heulen, auch wenn es sie gar nichts angeht. — Ich möchte gerne noch etwas Häßliches, Zynisches sagen, ich kann nicht. — Es ist alles so komisch, — Galgenhumor!

Ich muß mich zum Schlusse noch

erkältet haben, mir ist so rauh im Halse. Ich glaube, ich bekomme doch etwas — nicht Furcht, aber — ich weiß nicht, meine Hände zittern.

Wie merkwürdig zu denken, daß in einigen Minuten nichts mehr von mir da ist, als ein blutender Körper, und die Leute sagen „er war“, und alles Denken hört auf.

Ob ich noch Schmerzen empfinden werde? Wie lange kann das dauern, wenn man abgedrückt hat, bis man das Bewußtsein verliert? —

Das kleine Ding sieht so harmlos aus, man sollte es nicht glauben, daß ein Druck — — —

Schnell, schnell, sonst werde ich noch sentimental — — — Vor dem Spiegel natürlich, ich muß doch sehen — — —

Viertel sechs — — — Es ist so kalt im Zimmer — — —

## BCU Cluj / Pastellbilder library Cluj

Von Basile Alessandri

Übersetzt von Albert Flachs

### Herbstesende

Wandervogel, Schwalben, Störche, unsrer Fluren Sommergäste haben längst das Nest verlassen, fliehend vor des Winters Feste, und die Kraniche in Scharen, eingereiht in langem Zug sind davon und hinter ihnen unsrer Herzen Sehnsuchtsflug.

Düster, trocken sind die Felder, die erst grün und heiter waren, und der Hain bedeckt vom Reife scheint vom Roste überfahren, dürre Blätter in den Lüften abgelöst von ihrem Baum, wie sich löst vom Menschenherzen ein geliebter Frühlingstraum.

Ostwärts, westwärts an dem Himmel wie Gespenster steigen, fallen Frostbeschwert und schneegeändert dichte, dunkle Wolkenballen, Raum ist noch die Sonne sichtbar, die erst jüngst so hell und klar und es kreist mit rauhen Schlägen krächzend eine Rabenschar.

Kürzer werden schon die Tage, Winter kommt mit Nordwindbrausen und mit geisterhaftem Schauer durch den Rauchfang Winde sausen, — Pferde wiehern, Ochsen brüllen, Hunde bellen wie verfürzt und die Menschen still, versunken, setzen sich zum Feuerherd.



### Frühlingsgäste

Wo fern der blaue Himmel sich auf die Erde neigt,  
dort unter'm Sonnenaufgang ein schwarzer Punkt sich zeigt!  
Der heimelige Storch ist's, der endlich heimwärts findet  
und uns das nahe Kommen des schönen Frühlings kündet.

Er steigt herauf am Himmel und immer näher schwenkt  
und schnell wie der Gedanke herab auß' Nest sich senkt,  
und überall die Kinder auf allen seinen Wegen  
sie rufen fröhlich winkend: „Willkommen!“ ihm entgegen.

Die Schwalbe an dem Hause, die Lerch' im Sonnenschein,  
ein Schwarm von lust'gen Vögeln im Wald und in dem Hain,  
sie schicken auf zur Sonne ihr Zwitschern und ihr Singen  
und über Sümpfen breitet der Kiebitz seine Schwingen.

Der Frühling ist gekommen mit seinem Blumenfranz  
und überall ist Leben und Freude, Liebe, Tanz;  
der Himmel schickt zum Gruße die Sonnenstrahlen nieder,  
die Erde schickt ihm aufwärts zum Dank die frohen Lieder.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

### Ostern

Wie glänzt am Ostersonntag das Dorf im Sonnenscheine,  
wie prangen seine Hütten in ihrer frischen Reine,  
und auf dem Schilfdach oben, da hockt auf einem Fuß  
der weiße Storch und klappert dem Feste seinen Gruß.

Die Schaukel weiter unten, von grünem Laub umschlungen,  
vereint in heitern Scherzen die Mädchen und die Jungen,  
der Spielmann streicht die Fiedel, Gesang steigt himmelan  
und langsam kreist die Hora am grünen Wiesenplan.

Die alten schon gerunzelt, die jungen zart die Wangen,  
die Frauen, schwarzen Auges, vom Busentuch umfangen,  
sie sitzen beieinander auf einem Blumenbühl  
und ringsherum die Kinder bei jugendfrohem Spiel.

Die Schaukel hebt und senkt sich und trägt mit ihrem Wiegen  
die zart umschlung'nen Paare, die jauchzend aufwärts fliegen, —  
und glühend Augensunkeln und jubelnd Lustgetön  
verbreitet sich in Lüften und steigt in Himmelshöh'n.

## Safra esch-Schajtan

Von B. Gabriel

„Suche diese Pflanze nicht, du wirst sie ja doch nicht finden“, sagte mir mein Freund und Kollege Fred, mit welchem ich im Auftrage des botanischen Institutes unserer Universität im Frühjahr 1899 etwa 20 Kilometer östlich von Min-ed-Dufda, hart an der Grenze der palmyrischen Wüste, doch schon ihr näher als dem bewohnten Gebiete, botanischen Studien oblag.

Das Gebiet und die Jahreszeit war unseren Forschungen ungemein günstig. Das Terrain, bestehend aus zahlreichen, einige Meter hohen Hügeln, welche aus der Ebene wie eben so viele erstarrte, grüne Wogen emporstiegen, dachte sich gegen die im Osten gelegene Wüste ab. Zwischen den Hügeln hatte das vor einigen Wochen reichlich gefallene Regenwasser Pfützen und Tümpel gebildet, an deren Rand eine herrliche Flora gedieh, die Wonne eines jeden Botanikers. An einer dieser Wasserlachen — ich konnte mich noch gut erinnern, denn sie war neben einem Hügelchen gelegen, welches einem Schakalkopfe ähnlich sah — hatte ich gestern die *Fenitia odorata* (Linné) gesehen und mir vorgenommen, sie am nächsten Tage zu pflücken, um sie frisch in meine Pflanzenpresse zu legen. Doch die Hügel sahen sich einander so ähnlich, daß ich weder den schakalkopfförmigen noch meine *Fenitia* finden konnte. Verärgert und durch den Widerspruch Fred's gereizt suchte ich, dennoch weiter, überzeugt davon, daß ich die Pflanze finden werde. Vergebens. Ich schrie meinem Kameraden und seiner Begleitung zu, sie mögen nur in die Richtung nach Min-ed-Dufda gehen, ich werde sie in kurzem einholen. Ich suchte weiter, doch fand ich nichts. Die Sonne stand schon

ziemlich tief am westlichen Himmel und ich sah, wie Fred mit den Trägern, meinem Geheiß folgend, sich gegen Westen, in der Richtung der genannten Ortschaft entfernte, so daß ich sicher war, ihnen nachkommen zu können. Ich wandte mich wieder den dicht bewachsenen Hügeln zu, um die viel begehrte Pflanze zu finden. Da — da war der gestern gesehene Hügel. Ich eilte ihm zu, doch ach! keine *Fenitia* war zu sehen. Unmutig gab ich das Suchen auf und wollte, von dem vielen Wandern müde, mich einige Minuten ausrasten und dann der Gesellschaft nachhelfen. Ich mochte so kaum zehn Minuten gegessen haben, als ich endlich aufstand und mit meinem Fernglaße Fred und die Begleiter suchte. Ich konnte sie nicht finden. Die Sonne war dem Horizonte nahe und ich war in der Nähe der Wüste allein. Es gab keine Gefahr, das wußte ich, aber ganz geheuer war es auch nicht. Ich bestieg schnell einen Hügel und rief aus Leibeskräften meines Freundes Namen. Keine Antwort. Was war da zu tun? Gewiß suchte auch er mich mit den Trägern, doch war eine Orientierung in diesem Terrain bei einbrechender Dunkelheit immer schwieriger. Noch mehrere Male schrie ich, gegen Westen gewandt, so sehr ich konnte. Keine Antwort. Ohne Zweifel war meine Lage wenigstens ungemütlich: Bei Nachtzeit allein, am Rande der Wüste, ohne Wasser, ohne Unterkunft, mit nur einem geringen Imbiß in der Tasche; die Sache gefiel mir nicht. Und vor Tagesanbruch war keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß mich Fred auffuche. Wo hätte er mich auch suchen können, wo ein Hügel dem anderen wie eine Meeresswoge der anderen gleich? Entmutigt stieg ich vom Hügel

herab, entschlossen, mir so gut als möglich an seiner Lehne im Sande ein Nachtlager zu suchen und mit knurrendem Magen einzuschlafen. Noch mehrere Male rief ich, gegen Westen gewandt, Fred zu, doch keine Antwort war hörbar. Nach einigen Minuten erscholl plötzlich das dumpfe Getöse eines galoppierenden Pferdes und ehe ich mich es versah, erblickte ich einen Reiter hoch zu Ross mir zueilend und dicht vor mir, wie in den Boden eingenagelt, stehen bleiben. Beim Licht der untergehenden Sonne sah ich einen schlanken, sehnigen, hochgewachsenen Mann von etwa 35 Jahren, welcher in reicher arabischer Kleidung sich spielend von seinem herrlich aufgezügelmten Pferde herunter schwang und mir, halb höhnisch lächelnd, arabisch zurief:

„Fürwahr, o Fremder, ein seltener Anblick, einen Franken bei Nachtzeit hier zu finden!“

Die arabische Sprache hatte mir nie sehr gefallen, aber wie herrlich klangen in dieser Einöde, in dieser nächtlichen Ruhe, in diesem Milieu diese kräftigen, tönenden Worte, welche mit wenigen Formen so viel sagten! Ja, das war die Sprache der Wüste, die Sprache, welche als Frucht der Wüstenzivilisation so und nicht anders klingen konnte.

Ich antwortete dem Reiter, so gut ich in meinem schwachen Arabisch konnte, ich sei ein Nemsawi, ein Deutscher, und sei hergekommen, um Pflanzen zu sammeln, ich habe mich von meinem Freunde entfernt und habe ihn so verloren. Und um ihm gewissermaßen mit Beweisen zu dienen, beugte ich mich nieder, um ihm in meiner Pflanzenpresse Exemplare meiner Funde zu zeigen, als dicht vor mir plötzlich jemand im schnodderigsten Berlinerisch mir zurief:

„Nanu, Männeken, man nicht so furchtsam! Wa beißen hia in da Wüste niemandem den Rüssel ab!“

Diese Worte waren von einem herzlichen Gelächter begleitet. Höchlich überrascht sah ich um mich, um den Berliner zu suchen. Niemand war da, außer meinem arabischen Reiter, der herzlich lachte und der, es war nicht anders möglich, so großartig berlinert haben mußte. Tatsächlich war er es, denn er setzte deutsch fort:

„Das sieht einem echten deutschen Professor ähnlich; einem unansehnlichen Kraute zuliebe seine Begleitung zu verlieren und die Nacht in der Wüste verbringen zu müssen.“

Ich war sprachlos. Derselbe Araber, dessen Sprache ich vorhin so urwüchsig, so bodenecht gefunden hatte, berlinerte mich an, wie ein echter schnodderiger Zeitungsjunge Unter den Linden! Träumte ich oder war das Mummenschanz? Ich sah ihn verduzt, beinahe um Aufklärung stehend an.

„Sehen Sie, sagte er mir, dies hätten Sie hier nicht erwartet. Aber da Sie mich so neugierig anblicken, so will ich Ihnen eine Aufklärung geben, aber, aber — und hier wurde er etwas verlegen — könnten Sie mir nicht, hm, erst eine — Zigarette geben?“

„Doch, doch,“ antwortete ich freudig, um diesen Zwitter von Spreethener und Beduinen, der mir in seinem geheimnisvollen Wesen ganz unheimlich wurde, zufriedenzustellen.

Ich überreichte ihm das Gewünschte und er rauchte ruhig, ohne ein Wort zu sprechen, in sich versunken, beinahe mit religiöser Andacht den Glimmstengel zu Ende. Dann sagte er:

„Sie können sich kaum vorstellen, welches Entzücken mir Ihre Zigarette bereitet hat. Und jetzt hätte ich an Sie noch eine Bitte“ . . . jetzt er verlegen lächelnd fort.

Uha, dachte ich, jetzt verlangt der Herr Wüstenrinaldo die Uhr, sagte aber äußerst zuvorkommend, er möge nur seinen Wunsch äußern.

„Entschuldigen Sie, antwortete er ganz verlegen, vielleicht kommt Ihnen meine Bitte zudringlich vor, aber . . . hätten Sie etwa noch — eine Zigarette?“

Natürlich hatte ich eine, die er mit derselben Ruhe und derselben in sich versunkenen Andacht zu Ende rauchte.

„Wissen Sie, sagte er endlich, in meinem jetzigen Leben ist mir eine gute Zigarette ein solch' seltener Genuß, daß ich die ganze Umwelt vergesse, wenn ich ein wenig Tabak bekomme. Deshalb entschuldigen Sie gütigst, wenn ich Sie einige Minuten vernachlässigt habe. Übrigens, wo haben Sie und Ihre Genossen Ihr Lager?“

hm, dachte ich mir, der schnodderige Wüstenjahn will erfahren, wo wir uns niedergelassen haben, Fred und die Übrigen, um uns bei Gelegenheit mit seinen Kumpanen auszurauben. Doch wollte ich auf jeden Fall meinem Verdacht nicht Ausdruck verleihen und eine Notlüge hätte auch kaum genützt, deshalb sagte ich der Wahrheit gemäß, wir lagern in der Nähe von Ain-ed-Dufda.

„Das ist 20 km von hier entfernt“ (der Mann kannte die Distanz vortrefflich), „das erreichen Ihre Freunde noch heute, Ihnen aber rate ich, sich unter dieser Hügelböschung häuslich einzurichten und den Morgen abzuwarten. Ich zeige Ihnen dann den Weg. Auch ich habe auf der Suche nach einigen entlaufenen Kamelen meinen Stamm verloren und kann ihn vor Morgen nicht finden.“

„Ihren Stamm?“ fragte ich unbehaglich, von intuitiver Neugierde getrieben.

„Ja, meinen Stamm“, sagte er. „Wenn Sie wollen, kann ich Sie darüber aufklären, nur gestatten Sie, daß ich erst meinen ‚Blich‘ füttere.“

Damit piff er und das Pferd, eine herrliche Rassenstute, welche sich unterdessen am üppigen Grase gütlich getan hatte, lief seinem Herrn wie ein Hündchen

entgegen, ließ sich vor ihm nieder und erhielt aus des Mannes Satteltasche eine Handvoll Datteln. Er liebte das Tier, welches er zärtlich Bargi, „mein Blich“ nannte. Dann entnahm er einer Art Mantelsack ein frugales Essen, bestehend aus Käse, einer Art Weizenfladen und Datteln und nötigte mich mit ihm zu essen. Ich war froh, etwas zum beißen zu haben, denn außer einem Stückchen Brot hatte ich nichts bei mir. Das Essen mundete mir herrlich, besonders als mein Begleiter mir aus einer Kürbißflasche angenehm gesäuerte Kamelmilch zu trinken gab.

Unterdessen war es Nacht geworden. Die absolute Ruhe der Wüste, von keinem Vogelflattern oder Insektensummen unterbrochen, das ganz wolkenlose Firmament, dessen Sterne durch die reine, durchsichtige Luft noch mehr als sonst zu glitzern und flimmern schienen, der rätselhafte Mann neben mir, halb Europäer und halb Beduine — dies alles waren Eindrücke, welche auch einen weniger empfindlichen Menschen als ich mit aller Macht bestürmen mußten. Vor allem war die Frage: Wer ist dieser Mensch?

Als wir das Mahl beendeten, reichte ich ihm einige Zigaretten, welche er mit dankbarer Bescheidenheit annahm. Er hatte das Berlinern sein lassen und war in ein gewähltes Deutsch übergegangen. Seine Bewegungen waren, so weit ich sie beim aufgehenden Mondlicht und beim Scheine meiner Karbidlampe beobachten konnte, würdevoll, beinahe elegant zu nennen.

„Ihre Güte,“ sagte er mir, „und Ihr Vertrauen zu mir geben mir das Recht und die Pflicht, Sie darüber aufzuklären, wer ich bin und Ihre gerechtfertigte Neugierde zu befriedigen. Mein Vater war ein biederer Mittelschullehrer in T., der aus mir das machen wollte, was er war, einen Lateinprofessor. Das mundete mir durchaus nicht und ich ging meinen Nei-

gungen nach: Naturgeschichte und Anthropologie. Meine arme Mutter wollte diesen Zwiespalt zwischen Gatten und Sohn, der immer bedrohlicher wurde, durch gütiges Vermitteln ausgleichen. Vergebens! Ihre Güte scheiterte an der wissenschaftlichen Verbissenheit meines Vaters und — seien wir aufrichtig — an meinem Dickhädel mit meinen phantastischen Neigungen, weite Reisen mit Abenteuer zu unternehmen. Die Sache ging einige Jahre. Dann kam es zum Bruch. Ich beendigte meine Studien mit viel Entbehrungen in Berlin, denn mein Vater gab mir keinen Pfennig und nur meine gute Mutter ließ mir manchmal einige vom Küchengelde abgesparte Mark zukommen. Dann wurde ich in einem Städtchen der Mark Brandenburg Aus- hilfslehrer. Ich hätte zwar leben können, aber immer nur die Sandhügel der Mark zu sehen, sagte meinem abenteuerlichen Geiste nicht zu. Ich nahm von meinen Eltern Abschied — mit meinem alten Herrn hatte ich mich unterdessen versöhnt, obwohl ich, wie er sagte, ‚aus der Art geschlagen‘ war — und ging über den großen Heringsteich nach Texas und Kalifornien. Natur und Menschen, Fauna und Flora waren ja sehr interessant, aber der unruhige Geist, das fieberhafte Hasten, das wahnsinnige Rennen nach dem Dollar sagte mir nicht zu. Da suchte eine Weltfirma in Chicago einen Naturwissenschaftler für Kleinasien und Syrien, um gewisse Hölzer und Kräuter zu sammeln. Ich nahm an und bereiste Südwestasien, für meine Firma immer Menschen und Tiere, Pflanzen und Bodengestaltung studierend, so daß . . .“

„Entschuldigen Sie“, unterbrach ich ihn, „dann wissen Sie auch, wo hier die *Fenitia odorosa* (Linné) wächst, Herr Professor!“

„Abd-ur-Rahman, nicht Professor, Abd-ur-Rahman, aus dem Stamme der

Abna-Ussud. Die *Fenitia* können Sie sofort haben.“

Damit blickte er um sich, um sich zu orientieren, ging einige Schritte nach Ost und brachte mir die Pflanze, derenthalben ich hier dieses Wüstenabenteuer zu bestehen hatte. Dankbar nahm ich das mir teure Gewächs entgegen und er setzte fort:

„Eines Tages war ich nicht weit von Mahalla in einer Einöde, ein gewisses kostbares Holz mit meinen Leuten einzusammeln, als ein Beduinenstamm in meiner Nähe sein Lager aufschlug. Der Stammeshäuptling begrüßte mich auffallend freundlich und beehrte mich mit kleineren Geschenken. Dies mußte etwas bedeuten, sagte ich mir, nur zuwarten, der Hase springt schon aus dem Pfeffer. Tatsächlich kam der Scheich, ein würdiger Mann in den besten Jahren, zu mir, ich möge seinem fiebernden Kinde eine Arznei geben; es leide schon seit mehreren Wochen und alle Weisheit der gelehrten Frauen des eigenen Stammes und anderer Stämme sei vergebens. Der Scheich, der mich tagelang Kräuter und Holzarten suchen sah, mußte annehmen, ich sei ein Mediziner. Tatsächlich hatte ich mir während meiner langen Reisen praktische medizinische Kenntnisse angeeignet, aber zugleich hatte ich gelernt, vorsichtig zu sein und nichts auf Distanz zu verordnen. Demnach sagte ich ihm mit großer Zuvorkommenheit aber entschieden, es gebe mehrere Arten von Fieber und ein jedes erheische eine andere Arznei. Er möge mir sein Kind zeigen und ich wolle ihm auf das Beste helfen. Der gute Scheich fing an, von etwas Anderem zu reden, ein Zeichen dessen, daß er mir das Kind nicht zeigen wollte. Ich roch die Lunte: Das ‚Kind‘ war wahrscheinlich kein Kind, sondern ein erwachsenes Mädchen und dieses wollte er mir nicht zeigen, wollte mich aber auch durch eine direkte Abweisung nicht verletzen. Das



war morgenländischer guter Ton. Nächsten Tag schickte er mir ein Kind, welches zwar schwach aber nicht fieberisch war. Es war mit seiner Mutter gekommen, einer Frau, die ihrem Ansehen und Alter nach nicht das Weib des gar nicht alten Scheich sein konnte. Ich gab dem Kinde ein Stärkungsmittel. Einige Tage hörte ich nichts von dem Stamme. Wieder erschien der Scheich, noch freundlicher, noch zuvorkommender als sonst und brachte mir ein noch kostbareres Geschenk. Ich dachte mir, er habe dasselbe Anliegen vor, denn die Arznei, welche ich vor einigen Tagen dem als Versuchshafen erschienenen Kinde verabreicht hatte, konnte dem ‚Kinde‘ des Häuptlings nicht genügt haben. Nach höflicher Rede und Widerrede fragte er mich, nur so nebenbei, ob ich nicht einem sechzehnjährigen Jünglinge seines Stammes, der an Hitze leide, eine Arznei geben wolle. Sehr gerne, antwortete ich, doch möge man mir den Kranken bringen oder ich suche ihn in seinem Zelte auf. Vorsichtig tastend sagte er mir, in Damaskus sei ein heiliger Derwisch, der Kranke heilen könne, ohne sie zu sehen. Meine Antwort war, ich sei ein armer Franki und weder heilig noch Derwisch, ich müsse den Kranken sehen, um ihm — auch so nur mit Allah's allmächtiger Hilfe — helfen zu können. Der Scheich seufzte tief und empfahl sich äußerst höflich, doch in gedrückter Stimmung.

Jetzt war mir die Sache klar: Der Scheich hatte ein Mädchen von sechzehn Jahren, welches an schwerem Fieber litt und welches er mir, der morgenländischen Sitte gemäß, nicht zeigen wollte. So kämpfte er einen heftigen Kampf zwischen Sitte und Waterliebe. Ich konnte mich nicht entschließen einer Sitte zu Liebe auf eine elementare Vorsicht eines jeden Heilkünstlers zu verzichten, nämlich unter keinen Umständen Arznei zu verabreichen,

ohne den Kranken zu sehen. Und übrigens war hier doppelte Vorsicht am Platze; denn hätte ich gegen meine Absicht Medizin verabreicht ohne Wirkung oder gar mit unangenehmer Nebenwirkung, so hätte ich mich der Verfolgung dieses primitiven Volkes ausgesetzt.

Nach einigen Tagen kam er wieder, diesmal mir als Geschenk ein schönes Dromedar bringend, verstörten Blickes und sagte mir, er habe ein Mädchen, welches an heftigem Fieber leidet und seit einigen Stunden nicht bei sich sei, sondern, wie es scheint, mit Geistern spricht. Ich möge ihm sofort eine Arznei geben. Nochmals erklärte ich ihm, dies sei für einen gewissenhaften Mediziner nicht möglich. Er versank, halb überzeugt, in tiefes Schweigen und kämpfte sichtlich einen schweren Kampf. Endlich seufzte er tief auf und sagte: ‚Komme o Fremdling, und rette die Zierde meines Lebens.‘

Wir gingen in sein Lager und dort sah ich im Frauenabteil seines Zeltes ein junges Mädchen, dessen Gesicht sorgfältig bedeckt war, und welches in hohem Fieber delirierte. Schon eine oberflächliche Untersuchung stellte fest, daß es sich um einen in jenen Gegenden gar nicht seltenen Fall von heftigem Sumpffieber handelte. Sofort traf ich die notwendigen Maßregeln und gab dem Scheich für die Kranke eine gute Dose Chinin, welche sie zu einer gewissen Tagesstunde einnehmen solle. Damit empfahl ich mich, ohne das Gesicht der Kranken gesehen zu haben.

Nächsten morgens kam der Scheich freudestrahlend zu mir und bedankte sich gerührt. Seine Tochter sei ganz frisch und habe sich schon seit Wochen nicht so wohl gefühlt wie heute. — Die Arznei scheine Ssafra esch-Schajtan, des Teufels Galle, zu sein, so bitter sei sie, doch bitte seine Tochter noch darum. Ich gab ihm noch einige Dosen, um den Heilprozeß zu beendigen. Beinahe täglich besuchte mich

der Scheich und meldete mir die auffallende Besserung der Kranken, die schon seit einigen Tagen kein Fieber hatte. — Immer verlangte er Teufelsgalle. Ich gab sie ihm, doch gab ich ihm zu verstehen, daß dies nur noch eine gewisse Zeit an-gehe, nach welcher das Mittel ausgefetzt werden müsse. Er sah dies ein und bat mich, seine Tochter nochmals zu unter-suchen. Ich ging mit ihm in das Frauen-zelt und fand das Mädchen mit dichten Tüchern bedeckt, durch welche ein herrliches Augenpaar hindurchleuchtete. — Ich gab dem Beduinenfräulein einige Ratschläge und entfernte mich, begleitet von den Segenswünschen des Papa.

In den folgenden Wochen besuchte mich der Scheich, zwar nicht so oft wie früher, aber doch immer mit vieler Zu-vorkommenheit, mich mit Speisen und sonstigen Geschenken überladend und mit der frohen Meldung, seine Aischa sei nun ganz gesund. Eines Tages kam er wieder, mit ernster Miene und etwas besorgt. Nach vielen einleitenden Höf-lichkeiten sagt er mir, Sasra esch-Schajtan habe seine Schuldigkeit getan, Aischa sei anscheinend gesund, aber seufze viel und schlafe wenig, wünsche hingegen noch immer Teufelsgalle zu nehmen. Ich schlug einen Besuch bei der Kranken vor, in welchen jetzt der Scheich sofort einwilligte. Als ich in Aischas Zelt eintrat, war sie auf-recht und ich konnte trotz ihrer starken Vermummung eine hohe, lilienhaftschlanke Gestalt ausnehmen, aus dem Schleier hingegen blickten mir ein paar sengende Blicke entgegen. Erst war sie verlegen und fing dann an, in ihrer Verlegenheit über allerhand zu sprechen. Mit einigen Scherzen meinerseits war ihre Verlegenheit vergangen und wir plauderten, natürlich in Gegenwart des Vaters, wie alte Be-kannte. Sasra esch-Schajtan wollte sie eigentlich nicht mehr nehmen, sagte sie, denn sie habe kein Fieber mehr, aber

manchmal sei ihr sehr heiß und sie könne nicht gut schlafen. Ich fand sie eigentlich gar nicht krank und gab ihr zur Be-ruhigung etwas Rochsalz mit Zucker.

Nach einigen Tagen kam der Scheich wieder und sagte, meine Anwesenheit und meine Medizin haben Aischa sehr gut getan, aber sie wünsche wieder mit mir zu sprechen. Wieder ging ich hin, fand sie aber ganz gesund, plauderte und scherzte mit ihr. Ihr ganzes Wesen, ihre sengenden Blicke, ein gewisses Zittern ihrer Stimme und ein leises Beben ihrer Hände sagte mir, sie sei krank, sehr krank, liebeskrank, und ich armer Kräutersucher war die Ursache.

Wieder besuchte mich der Vater Aischas, erzählte mir nach mancherlei höf-licher Einleitung von seinen Urahnen, die von Ali, Muhammeds Schwiegersohne, abstammen, von den glorreichen Kämpfen, die sein Stamm mit anderen Beduinen bestanden hatte, von der Tapferkeit seiner Krieger, der Schönheit der Frauen seines Stammes, seinem Reichtum an Rossen und Kamelen. Ich hörte ihm ruhig zu und hielt es für artig, ihm von meinen Reisen und Studien zu berichten. Er dankte für meine Erzählung, schien aber enttäuscht.

Was soll ich weiter sagen? Meine Ahnung war richtig. Aischa war in mich sterblich verliebt. Der Scheich sagte es mir einen der nächsten Tage gerade heraus, seine Tochter könne ohne mich nicht leben, ich möge mich in seinen Stamm aufnehmen lassen und sie heiraten. Ein Mann von langem Zaudern war ich nie. Hatte ich eine Sache als richtig erkannt, so ent-schloß ich mich bald. Eine einzige Be-dingung stellte ich dem Scheich: Ich müsse das Mädchen vor der Heirat sehen. Er-schrocken sagte er, dies sei nicht möglich, das Mädchen würde das nicht tun und es widerspreche aller Sitte. Als er mich jedoch in diesem Punkte unerbittlich fand

und ich ihm nahelegte, dieß müsse außer uns dreien niemand erfahren, willigte er ein. Von niemand beachtet trafen wir uns auf einem Spazierritt in der Wüste und Aischa ließ — von ihrem Vater hiezu aufgefördert — den Schleier fallen. Ein entzückendes Kind! Die schwarzen, sengenden Augen, von langen Wimpern beschattet, in einem herrlichen Gesichtsoval mit matter Hautfarbe, das Köpfchen auf einem edel geformten Hals, die ganze Gestalt schlank, biegsam, das ganze Persönchen ein Fleisch gewordener Traum aus dem Orient. Sie lachte mir wie ein Kind freudig entgegen und reichte mir mit orientalischer Würde, doch jungfräulicher Grazie ihr schmales Händchen. Wir sprachen nun wie Brautleute und des Waters glänzende Augen verrieten sein Glück.

Bald wurde ich unter uralten Zeremonien in den Stamm aufgenommen und ich heiratete Aischa, begrüßt von dem Freudengeschrei eines ganzen Stammes welcher uns Zelte, Teppiche, Rüstungen, Pferde und Kamele schenkte. Seitdem sind zehn Jahre vergangen. Ich bin ein glücklicher Mensch und möchte nicht um alles in der Welt mit einem anderen Menschen tauschen, denn ich genieße die weitgehendste persönliche Freiheit; das Leben im Freien, das Wandern von einer Dase zur anderen ist eine Wonne, in meinem Stamme bin ich hochgeschätzt, Aischas Vater ist mein bester Freund, ich lebe glücklich und zufrieden mit ihr und meinen übrigen Frauen . . .“

„Was?“ rief ich beinahe entsetzt aus, „Sie haben außer ihrer Frau Gemahlin noch andere — wie soll ich nur schnell fagen? — Damen!“

„Selbstverständlich, meinte er ruhig. Wir wohnen hier nicht in Deutschland, geehrter Herr, oder in einem sonstigen kleinlichen Staate des Westens. Aischa selbst nötigte mich hiezu, denn . . .“

„Unglaublich!“ rief ich wieder aus, „das ist ja ganz . . .“

„Doll, wollen Sie fagen. Ja für Sie, nicht aber hier. Denn wenn ein Mann hier nur eine Ehefrau hätte, so würde man ihn verachten, in erster Reihe seine erste Gemahlin. Es wäre so, als wenn im Mittelalter ein Ritter seinen Mannesmut nach dem Erlegen des ersten Feindes verloren hätte. Und dann veressen Sie nicht, was diese Einrichtung wirtschaftlich im Orient mit seiner eigenen Kultur, besonders bei einem nomadifizierenden Stamme bedeutet. Aischa ist meine erste, noch heute heißgeliebte Gattin, die Mutter meiner rechtmäßigen Kinder. Hind verwaltet mein Vermögen an edlen Rossen, Kamelen und Schafen, Uarda webt und näht Zelte, Kleidung und Sattelzeug, Zainab ist Köchin und Leiterin der Familienwirtschaft.“

Ich konnte mich kaum fassen.

„Dann sind Sie aber, Herr Professor . . .“

„Abd-ur-Rahman, wenn ich bitten darf!“

„. . . also verehrter Abd-ur-Rahman, Mohammedaner geworden?“

„Ja natürlich,“ antwortete er mit der allergrößten Selbstverständlichkeit. „Diese Religion, oder besser gesagt diese Art der Auseinandersetzung meines Ichs mit dem Weltall kam meinen naturwissenschaftlichen und philosophischen Anschauungen entgegen und übrigens sagte mir ein gelehrter Imam unseres Stammes, Allah dürfe nicht als eine außerhalb der Welt befindliche Person betrachtet werden, welche die Menschen beobachte, strafe und verschone, wie eine Spinne in ihrem Neße die Fliegen, sondern die ganze Welt, Sonne, Mond, Sterne, Erde mit allem, was darauf, darüber und darunter ist — das sei Allah. Dieser großartige Pantheismus entsprach mir vollkommen und nie hatte ich über religiöse Fragen

Kontroversen mit meinen Stammesgenossen.“

„Und Sie beten zu Allah?“ fragte ich.

„Natürlich. Jener gelehrte Imam sagte mir nämlich: Allah braucht des Menschen Gebet und Opfer nicht. Aber fünfmal in vierundzwanzig Stunden, bei Tag und bei Nacht, möge sich der Mensch durch das Gebet erinnern, daß er, ein unendlich kleiner Bruchteil eines Staubkörnchens, sich dessen bewußt ist.“

„Und Bücher? Sie sind ja ein Intellektueller, Herr Prof. . . entschuldigen Sie, geschätzter Abd-ur-Rahman! Lesen Sie Bücher?“

„Bücher?“ antwortete er. „Was sollen mir Bücher? Sie sind ein gutes Surrogat für Stubenhocker, aber ein jedes kann, so vortrefflich es auch sei, notwendigerweise nur eine Seite des Weltalls beleuchten. Will ich Geologie lesen? Hier ist die Wüste mit allerhand Gesteinen. Tier- und Pflanzenkunde bieten sich mir im ewig pulstierendem Leben. Psychologie und Ethnographie lese und lerne ich täglich im Umgange mit allerhand Stämmen. Und Literatur? Hier bin ich an der Quelle, aus welcher seit Jahrtausenden noch ein jedes Volk geschöpft hat, wenn abends beim Lagerfeuer, von Alt und Jung andächtig angehört, bald der eine bald der andere Märchen, Legenden, Abenteuer und Ritterromane erzählt und Lieder singt, welche für Ost und West vorbildlich geworden sind.“

Der Beduine, denn das war er in Wirklichkeit, hatte seine Erzählung beendet und ich schwieg lange, in Gedanken versunken. Wie wunderbar war das Schicksal dieses Mannes, welche Wandlung hatte er durchgemacht. Alles mit Hilfe einer Dose — Chinin! Wie beneidete ich ihn, wie malte ich mir seine unge-

bundene Freiheit mit den lebhaftesten Farben aus, wie gerne hätte auch ich mich seinem Stamme angeschlossen. Aber dann fiel mir ein, ich habe zu Hause ein Manuskript: „Von der wahrscheinlichen Form der Staubgefäße in der Familie der Composita zur Zeit des Obertertiär“, für welches ich einen Verleger suche (werde ich einen finden?) und welches, falls es in Druck erscheinen sollte, mir vielleicht eine Dozentur an der Fernando-Carolina verspricht. Und dann fiel mir Luisechen Müller ein, welches zwar Frau Aischa wenig ähneln mochte, aber doch ein ganz braves Mädel war und durch mich Frau Professor werden wollte.

Unterdessen hatte Abd-ur-Rahman einen zierlichen Gebetteppich ausgebreitet, er kniete nieder und murmelte, gen Osten gewandt, bald knieend, bald stehend sein Nachtgebet her. Nachdem er geendet hatte, sagte er mir, es sei hoch an der Zeit sich schlafen zu legen, denn morgen stehe mir noch ein guter Fußmarsch bis Ain-ed-Dusda bevor. Der Gute bettete mich in die Schabracke seines Pferdes ein, er deckte sich mit seinem Burnus zu. Ich schlief herrlich. Als ich erwachte, verrichtete Abd-ur-Rahman sein Morgengebet. Dann gab er mir zu essen und zu trinken und begleitete mich bis zu einem Hügel, von wo ich Ain-ed-Dusda von ferne sehen konnte. Wir nahmen herzlichen Abschied von einander; ich schenkte ihm meine gut gefüllte Zigarettentasche und er gab mir seinen Koran. Dann piff er und „Bargi“ eilte mit seinem Herrn wie ein Blitz der aufgehenden Sonne zu und nach einigen Minuten waren Roß und Reiter meinen Blicken entchwunden.

Nach einem guten Fußmarsch von etwa einer Stunde traf ich Fred mit den Trägern, die mir besorgt entgegengekommen waren.

# Kulturfragen

.....

## Die deutsche Schrift.

An unsere Landsleute im fernen Lande richte ich die herzliche Bitte: bleibt deutsch auch im sichtbaren Ausdruck des deutschen Gedankens, in unserer schönen deutschen Schrift. Von dem mit unserem Bunde in angenehmster Arbeitsgemeinschaft stehenden Schriftbund deutscher Hochschullehrer ist eine kleine Schrift erschienen: „Die deutsche Schrift als deutscher Kulturträger im Ausland“; in dieser setzt der Privatdozent Dr. phil. E. Hänisch auseinander, wie ungeheuer das Ansehen des Deutschen Reiches durch Verleugnung der deutschen Schrift und Anwendung der Lateinschrift geschädigt wird. Hänisch war lange Jahre Lehrer an chinesischen Hochschulen; dort hat er den denkbar ungünstigsten Eindruck davon bekommen, daß Deutsche die lateinische Schrift anwenden. „In Deutschland will man als amtliche Sprache das Englische einführen“ verkündeten chinesische Zeitschriften, als 1911 im deutschen Reichstage Sturm gegen unsere Schrift gelaufen wurde. Der Chinese bezeichnet alle Gegenstände, deren Ursprung nicht irgendwie erkennbar ist, als englisch; so sind ihm ausländische Bücher englisch, er kennt englisches Briefpapier u. a. m., und die lateinische ist ihm die englische Schrift. Man kann sich denken, welchen Einfluß England dadurch gewonnen hat und wie aus chinesischer Kulturanschauung heraus das Volk verachtet wird, das seine Kultur preiszugeben geneigt ist, wie das deutsche seine Schrift, die der Chinese als deutsche Nationalschrift kennt. Anderwärts ist es nicht anders, wie ich beweisen kann.

Noch ein weiteres Beispiel: Die Deutsche Balkanzeitung in Sofia erschien von Anfang an in deutscher Schrift; man

wollte, so erklärte mir der Geschäftsführer, den Balkanvölkern zeigen, daß das starke Deutschland eine eigene Schrift und nicht nötig habe, sich der französischen zu bedienen, als welche auf dem Balkan die Lateinschrift gilt; der Erfolg zum Vorteil Deutschlands war glänzend.

Nun, das starke Deutschland von damals besteht zwar nicht mehr; aber so schwächlich ist es trotz allem nicht geworden, daß es seine Kultur drausgeben müsse; seine Schrift ist seit Dürers Zeiten bodenständig bei uns, ein Vätererbe von hervorragender Schönheit und besonderem praktischen Werte. Die Sprache ist dem Deutschen Heiligtum, er schützt sie vor dem Eindringen von Fremdwörtern; zur Sprache gehört aber unbedingt die Schrift, denn nur beide geben dem deutschen Schrifttum das vollkommene Gepräge.

Warum für den hohen Klang der deutschen Sprache die römische Schrift? Des Ausländers wegen etwa? Wer erwartet von den Griechen und Türken und Russen die Aufgabe der Nationalschrift? Diesen Völkern sollte man dies zumuten, und anderen die Aufgabe ihrer Kultur, z. B. dem englischen; Verachtung wäre die Folge. Der Ausländer kann unsere Schrift lesen, hundertfältige Beweise darüber stehen dem von mir vertretenen Bund für deutsche Schrift zur Verfügung; nur weniger Liebedienerei, und es wird gehen. Sind doch die Unterschiede der beiden Schriftarten so gering, daß sie dem halbwegs Gebildeten keine Schwierigkeiten bereiten können. Und wer die deutsche Sprache kennt, hat sie in der deutschen Schrift erlernt und verlangt sie für das deutsche Schrifttum.

Darum, ihr lieben Landsleute auf vor-



geschobenem Posten, helfet uns, knüpft dies Band der Stammeszugehörigkeit fester, haltet fest an unserer schönen Schrift; verteidigt sie dem Ausländer gegenüber; und besonders auch die deutsche Lehrerschaft in Siebenbürgen und wo sonst diese Veröffentlichung ge-

lesen wird, bitte ich, erziehet euere Zöglinge in diesem Sinne. Wir müssen deutsch sein, wir müssen und wollen wieder stark werden; darum aber müssen wir auch unsere kulturelle Eigenart schützen, und verhindern, daß auch nur ein Stück abgebröckelt werde.

Paul Gebhardt, Berlin=Steglitz.

## Kritik des Tages

Circenses! Sollte Spengler noch Weise dafür brauchen, daß wir einem spät-römischen Zeitalter entgegengehen, so könnte er sie in manchen Erscheinungen unserer Öffentlichkeit finden. Nichts z. B. ist auffallender als die Wandlung, die das Interesse am „Sport“ seit dem Kriege genommen hat. Vor dem Krieg wurden im Ausschuß eines heimischen Turnvereins erbitterte Debatten geführt, um die Anschaffung von Fußballkleidung für 400 Kronen, heute wird in derselben Stadt ein Sportplatz für 30.000 Lei hergestellt und zahlt sich glatt ab. Früher mußten die Turner und Sportler selbst für Berichterstattung über ihre Veranstaltungen in der Zeitung Sorge tragen, heute hat jedes heimische Blatt seine Rubrik „Turnen, Sport und Spiel“ und wichtige sportliche Ereignisse aus aller Welt werden darin berichtet. Und erst die Jugend! Jede Klasse hat ihre Fußballmannschaft, jede freie Stunde bringen sie in der Turnschule zu oder „trainieren“ auf Straßen und Plätzen trotz Polizeiverbot. Auch die Sprache nimmt teil an der Umwandlung. „Gib mer eine Bäckrugasch bis dahier“ ruft der eine spielende Knabe dem anderen zu und der Eingeweihte erkennt die harmonische Verschmelzung des englischen bac mit dem magharischen rúgás in dem feltfamen Wort.

Daß uns die Tatsache der größeren körperlichen Ausbildung unserer Jugend freut, haben wir schon früher betont. Was wir aber bedenklich finden und uns an die Circenses-Schreie der römischen Proletarier erinnert, ist die Haltung unserer Presse. Wer die großen ausländischen Blätter liest, wird darin auch häufige Sportberichte finden, aber sie nehmen die ihnen im Verhältnis zu dem anderen Stoff und nach ihrer absoluten sportlichen Wichtigkeit gebührenden Raum ein.

Was soll man aber sagen, wenn bei uns ein ganz kleines Wochenblatt in einer Nummer gleich zwei ausführliche Fußball=Artikel bringt? Wenn ein Wettkampf um die Fußballmeisterschaft zwischen Deutschland und Österreich ausgetragen wird, ist es ja wohl berechtigt die Namen derjenigen im Sperrdruck zu nennen, die die so wichtigen Tore erzielt haben. Wenn aber bei uns ein Bericht — länger als der über das Straußkonzert — einen halbwüchsigen Jüngling siebenmal gesperrt drückt — selbst bei den Gelegenheiten, wo er daneben „geschossen“ hat, dann beginnt doch ein leiser Zweifel sich zu regen, ob diese Presse ihren Beruf richtig auffaßt. Muß sich nicht angesichts des Umstandes, daß heute neben den Politikern die Fußballspieler die meistgenannten Leute in unseren Blättern sind, die Befürchtung von zu viel Ästhetizismus in unserem Volk in das Gegenteil verkehren?

Und noch etwas: Fußballspiel und rein sportliche Wettkämpfe sind Dinge, die in der Ausübung meist nur wenige von den über 16 Jahre alten Jünglinge sehen. Denn sie setzen besondere Fähigkeiten voraus, um zu öffentlichen Vorführungen geeignet zu sein. Die größere Menge interessiert sich nur als Zuschauer dafür. Das aber sind dann Circenses, wo aufregende Anblicke Masseninstinkte erwecken, aber nicht zu körperlicher Mittätigkeit Gelegenheit geben. Während das alte deutsche Turnen wirklich alle — auch die nicht Rekordleistungsfähigen zu gleichmäßiger Ausbildung heranzog. Auch hierin soll die Presse nicht der Massenmeinung nachgeben, sondern sie richtig leiten.

Es ist müßig, gegen Dinge zu wettern, die die Entwicklung doch mit sich bringt. Und wenn Bindar seine unsterblichen Oden zu Ehren siegreicher Faustkämpfer dichtete, so mag wohl auch zu unserer Zeit noch der

Journalist gelegentlich mit dem Boger gehen. Aber vergessen wir nicht, daß dasselbe Volk, das in Olympia tagelang den sportlichen Wettkämpfen zusah, auch in Athen drei ganze Tage hindurch im Theater saß und

mit leidenschaftlicher Anteilnahme nicht den Operetten, sondern den Tragödien seiner besten Dichter folgte. Bei den Römern aber konnte sich das Drama nicht entwickeln, denn sie kannten nur die Circenses.

## L i t e r a t u r

**Ernst Droem: Gefänge.** (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck, München 1920.)

Oswald Spengler leitet diese Gedichte mit einer längeren Abhandlung über das Wesen der Lyrik, ihre kulturseelischen Bedingungen und geschichtsbestimmten Möglichkeiten ein. Darans ergibt sich für ihn, ganz im Einklang mit seinem „Untergang des Abendlandes“, daß Droem so ziemlich der leztmögliche Lyriker des Okzidents sei und neben Baudelaire, Verlaine und George den Sinn unserer Zeit singe, allerdings in einer, ihrem Gehalt entsprechenden subjektiven Art des Erlebens, die kaum jemals allgemein verständlich würde.

Ein zweites Vorwort Droems schließt sich an mit unnötigen Daten über die Entstehung und Durcharbeitung der Gedichte, sowie einer Rechtfertigung ihrer ungewöhnlichen Interpunktion.

Mit großer Begleitung also entrollt sich dieses Buch. Gegen Spenglers Ansicht ist ein starkes Aufgebot von Gelehrten zu Felde gerückt. Soviel steht fest, daß er über wesentliche Perioden der Geschichte, über ganze Kulturphänomene falsch geurteilt hat, ohne daß deshalb sein kühnes System ad absurdum geführt wäre. So ergibt auch hier seine Stellungnahme, abgesehen von den grundlegenden Erörterungen über Lyrik überhaupt, allein aus seinem Eintreten für Droem die größte Erwartung auf die Früchte der vorliegenden Kunst.

Der erste Eindruck, schon nach oberflächlicher Durchsicht der Gedichte, bestätigt Spenglers Ansicht, daß eine starke Persönlichkeit sie schuf — mehr nicht. Ich zweifle sehr, ob die Lyrik das natürliche Ausdrucksmittel Droems darstellt, denn noch nie las ich Gedichte, die so sehr illustrierend, kalte Tatsachen — wenns auch seelische sind — aneinanderreihen in einer Form, die den Reim bevorzugend, ihn nicht beherrscht. In jedem Gedicht finden sich Reime, die — ent-

gegen Spenglers Ansicht, der behauptet, Droem besäße wie die Großen die Gabe, Worte zu finden, nicht zu suchen — weder zum Sinn, noch zum Bild und nur zum Endreim der Gegenzeile ein Verhältnis besitzen. 3. B.:

„In leuchtendem Goldweiß träumen schlante  
Türme  
vor eines Himmels selig schöner Seide  
im Äther ziehn als lohende Gewürme  
der Abendröten wundervolle Eide.“

Warum „Eide“? Wenn schon ein Bild des Schwörens in Verbindung zur Abendröte auftaucht, also ein inneres Erlebnis, auch wenns ungewöhnlich ist, ausgedrückt werden soll, so muß sich die Motivierung dazu nicht nur ausschließlich im Reimpaar „Seide“ auffinden lassen, sonst, so schön das übrige klingt, wird die Notwendigkeit zum seltsamen Bild nicht geglaubt werden können und wird die Verlegenheit, die Sprache zu meistern, ins Gesamtgedicht ein Schwanken bringen, das besonders in der bei Droem beliebten strengen Versform den Eindruck eines Gerüstes hervorruft, in dem die schönsten Blumenkörbe verkeilt, ununterbrochen in Gefahr sind, zu Boden zu stürzen.

Droem besitzt durchaus eigenen Stil, tiefes seelisches Erleben, aber nie die Gabe, es in Worte zu schmelzen. Ganz ferne ahnt man ein müdes, sehr unnaives, sehr geistiges und gebildetes Wesen, das aus seinen Erinnerungen, seinem Wissen und einer etwas leblosen Unrührbarkeit ganz für sich Erlebnisse mitmacht, die nie dem Gefühl allein, sondern den angedeuteten Kräften entspringen. Jedes äußere Ding würde so zum Ausdruck einer Welt, wenn sich bei ihm das Leben nicht selbst schildernd niederschlagen würde. Es ist ein Stück Apothekerkunst in diesen Versen, die immer den Anschein hinterlassen, als sei in ihnen pedantisch alles gesagt worden, was irgendwie in Betracht kam, ohne je das Wesentliche ausgedrückt zu haben. Denn dies bleibt zu ahnen, aber wird nicht

zur Offenbarung (sonst wäre das Gedicht vollendet), sondern nur zum Wissen (und das erhöht die Kälte).

Ich erinnere mich an ein Gesellschaftsspiel, das mir eine geistreichende Dame brachte. Es handelte sich dabei darum, das Wesen eines gemeinsamen Bekannten durch den Begriff einer Blume, eines Stils, eines Gerätes auszudrücken. Die Fragestellung war folgende: „Was wäre K. N. als Blume, als Stil, als Gerät?“ Die Antwort je nach Empfinden: „Er wäre eine Schlüsselblume, Barock, Klöppelnadel.“ Wenn ich Droem's Gedichte lese, denke ich immer an dies Teetischspiel. Zum Ausdruck eines Gefühls wird tausenderlei, was zum Ausdruck zu gering ist, herangezogen, summiert, geordnet und — fertig.

Doch betonen will ich nochmals, die Überzeugung, daß eine starke Persönlichkeit diese Verse erdachte, bleibt. Vielleicht ist's

ein großer Künstler — ein warmer Dichter wohl nicht. Das Erhöhen zu Baudelaire's, Genie ist Unfug, auch in der Gegenwart gibt es größere Lyriker (Carossa, Werfel, Laßker-Schüler, Benn, Däubler, die Toten Trakt, Heym), aber trotzdem tausend schlechtere, darunter die Konjunkturruher der Revolution, die aber als Unregung und vorwärtstragende Masse wertvoll sind, weil sie die Form beherrschen, und jene, die mit Patriotismus schwärmen und dazu noch nicht ein eigenes Wort, nicht ein eigenes Bild zu ihrer überkommenen Nomenklatur (heiliger Jorn, Marf, deutscher Jorn, Trub, völkisch usw.) erfunden haben und von der Eitelkeit der Besungenen leben. Ich denke an Gutberlet, Bloem und die vielen übrigen Kriegs- und Tapferkeitsreisenden mit altem Inventar, das sie aus dem Befreiungskrieg wortwörtlich für sich holten, ohne es auch nur zu über-tünchen. H. Z.

## Bildende Kunst

**Wandmalereien in der Kirche zu Nimesch.** Die schon recht zahlreich aufgefundenen alten Wandmalereien in unseren Kirchen, u. zw. nicht nur in den städtischen Kirchen, sondern auch in Dorfkirchen, lassen wohl den Schluß ziehen, daß in vorreformatorischer Zeit alle unsere Kirchen innen mit figuraler Wandmalerei geschmückt waren. Einige dieser Wandmalereien gehen bis in das 14. Jahrhundert zurück und gerade die besterhaltene Kirchengemälde in Malmkrog gehört dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts an. Das ganze Chorgewölbe ist hier mit Bildern aus der Biblischen Geschichte bedeckt, die vor wenigen Jahren einer sorgfältigen Restaurierung unterzogen wurden. Das gleich farbenfreudige Bild dieses Raumes boten früher auch andere unserer Dorfkirchen dar. Aus ungefähr derselben Zeit sind noch Wandbilder in den Kirchen von Hamruden, Durles, Neithausen, Heltau, aus späterer Zeit in Trappold, Kirtsch, Birthältn, Taterloch, Vogeschdorf, Weidenbach aufgefunden worden. Die Kirche in Honigberg wurde 1486 mit Wandbildern, jene in Heldsdorf 1498 ausgemalt. Nun kamen auch in Nimesch bei Mediasch im alten Chor der Kirche wieder Bilder zu Tag, die wohl auch dem 15. Jahrhundert angehören dürften. Hier

sind zu beiden Seiten des Mittelfensters lebensgroße Gestalten freigelegt worden, u. zw. rechts zwei Frauen, links zwei Männer. Über den beiden Frauengestalten besagen in Mönchsmünzeln gehaltene Aberschriften, daß diese die heilige Dorothea, mit Blumen und einem Körbchen in den Händen, und die heilige Katharina, die als Attribut ein Rad und ein Schwert trägt, darstellen; die beiden Männer links vom Mittelfenster sind an ihren Attributen — Schlüssel, Buch und Schwert — unschwer als Petrus und Paulus zu erkennen. Jenseits der beiden Seitenfenster des Chores gegen das Kirchenschiff zu ist auf der rechten Seite die Gefangennahme Jesu und links Jesus als Schmerzensmann zu sehen. Die noch gut erhaltenen Bilder sind mit sicherer Hand gemalt, der Nimbus der heiligen Frauen plastisch aus Stuck gebildet. Als Farben herrschen Grau, Braun und Ocker vor, während Grün sparsam verwendet wurde. Zwischen den in rundbogensförmigen Umrahmungen stehenden Gestalten, sowie unterhalb derselben ist die Wandfläche mit einem patronierten Muster bedeckt. Es steht zu hoffen, daß diese kultur- und wohl auch kunsthistorisch wertvolle Wandmalerei nicht wieder übertüncht wird. Da das Schiff der Kirche in Nimesch im 18. Jahrhundert voll-

ständig umgebaut wurde, so wäre dort das Suchen nach weiteren Malereien natürlich vergeblich. Dagegen dürften sich an der Außenseite des Chors vielleicht noch Spuren einer farbigen Bemalung finden lassen, denn das Äußere unserer Kirchen entbehrt nicht der Farben, wie Dr. H. Phleps an vielen Beispielen nachgewiesen hat. Die Außenwand des Kirchenchors in Durles, Mortesdorf und Malmfrog zeigen deutliche Spuren solcher Bemalung. Wir haben uns an die unberührte Patina des Natursteines

oder Kohverputzes so gewöhnt, daß wir eine farbige Bemalung einer Kirchenfassade als fremd und profan empfinden würden. Während der romanischen und gotischen Stilperiode war das aber eben üblich und daß gerade in Durles, einer von jeher armen und kleinen sächsischen Siedelung auf Komitatsboden, die Außenwand des Chores figurale Bemalung aufweist, läßt den Schluß ziehen, daß die größeren und wohlhabenderen sächsischen Dörfer in der bildlichen Ausschmückung ihrer Kirchen nicht zurückblieben. E. S.

## V e r e i n e

### Festbericht des Vereins für Christ- bescherung armer, noch nicht schulpflich- tiger Kinder in Hermannstadt 1897—1921.

Ein liebenswürdiges Zeichen schöner Menschlichkeit ist dieser vorliegende Bericht, der von fünfundsanzigjähriger treuer Wirksamkeit Kunde gibt. Es wird uns darin erzählt, wie der Verein seine Entstehung einem Weihnachtserlebnis des Gründers und jetzigen Ehrenvorstandes, Buchdrucker G. Renzel, verdankt, in dem eigenes echtes reines Glücksgefühl und der Anblick fremder Not den Drang weckte, auch andere glücklich zu machen. Dies sein Streben fand Widerhall und Nachahmung in weiteren Kreisen, insbesondere seiner Berufsgenossen, und ein Verein wurde gegründet, dessen Arbeit in erfreulicher Weise von leitenden Männern getragen wurde, die zumeist den Handwerkerkreisen angehören und dessen Mitglieder zum Teil oft selbst schwer mit dem Dasein ringen müssen. Von dem in edelstem Sinne sozialen

Hilfswerk geben die dem Bericht angefügten Daten ein deutliches Bild.

In den fünfundsanzig Jahren seines Bestehens sind bei fünfundsanzig Bescherungen insgesamt 2447 Kinder mit Kleidungsstücken, Wäsche, Schuhen, Backwerk und Spielzeug beschenkt worden, deren Geldwert rund 49.500 Lei ausmacht. Die Bescherungen finden stets in feierlicher Form unter einem strahlenden Weihnachtsbaum statt, so daß es kein Almosen erscheint, was da gegeben wird, sondern wirkliche Freudengabe. Und auch sonst versteht es der Verein durch Veranstaltung von Wohltätigkeitskonzerten, Gartenfesten und Abendunterhaltungen unter seinen Mitgliedern Verständnis und Sinn für edleres Vergnügen zu pflegen. Über 700 Männer und Frauen aus verschiedenen Berufskreisen haben ihn in der Zeit seines bisherigen Bestandes angehört und es ist dem Verein und seiner Tätigkeit weiteres Gedeihen herzlich zu gönnen.

## Mitteilungen der Schriftleitung

Die „Pastellbilder“ aus dem Romänischen des B. Alessandri sollen anzeigen, daß auch wir an dem hundertsten Geburtstag des bekannten romänischen Lyrikers nicht vorbeigehen wollen. Eine eingehende Würdigung verbietet uns leider der Raum, nur so viel sei noch mitgeteilt, daß er auch der Verfasser der romänischen

Nationalhymne ist, die in der Vertonung des deutschen Kapellmeisters Ed. Hübsch überall bei festlichen Gelegenheiten gesungen wird. Aus den vorliegenden Gedichten tritt uns vor allem die klare Naturschilderung entgegen, die in abgerundete, freilich heute auch leicht abgenützt scheinende Form gekleidet ist.